

# Mir zuliebe.

Roman von Erich Uenstern.

(9. Fortsetzung.)

Senta sah da, wie sie das Tisch-  
 Tuch, bebend, fassungslos. Sie drohte  
 sein Wort heraus.

Die Hofrätin aber, die im Neben-  
 zimmer nur den Namen Sandruch  
 gehört hatte, kam zurück und meinte,  
 ihren Gatten missbilligend ansehend:  
 „Was hast du denn schon wieder mit  
 dem armen Jungen, dem Sandruch?  
 Als ob nicht jeder mal Pech haben  
 könnte!“

„Beruhige dich, Lydia. Diesmal  
 handelt es sich nur um ein Lob be-  
 züglich des Liedes, das sich wirklich  
 ungewöhnlich geschickt benahm und uns  
 viele Vergnügen erparte.“

„Ah, wirklich? Erzähle, Alexan-  
 der, das interessiert mich sehr. Seit  
 gestern muß ich fortwährend an den  
 armen Jungen denken; er ist gewiß  
 sehr niedergeschlagen.“

„War es! Aber seit er die Gunst  
 der Großfürstin ertang, ist er wieder  
 ganz obenauf.“

„Die Gunst der Großfürstin? Wie  
 war das möglich?“

„Sehr einfach. Hoheit hatte Lan-  
 terbach für drei Uhr zu sich befohlen.  
 Wie sich später herausstellte, um ihm  
 vorzutreten. Sie ist nämlich sehr  
 eitel auf ihre Stimme.“

Die Hofrätin drückte unwillkürlich  
 in ein dünnes, spöttisches Lachen aus.  
 „Dear me — und dazu bestellte sie  
 sich Lanterbach, der keinen Schimmer  
 von Musik hat? Das heißt doch Ver-  
 leumdung!“

„Doch! Ich mit auch! Aber viel-  
 leicht wollte sie ihn eben dadurch für  
 Musik begeistern, zivilisieren, was  
 weiß ich! Kurz, er wurde erwartet.  
 Er aber trat fort, ohne wahrheits-  
 lich nur daran zu denken.“

„Das sieht ihm ähnlich.“

„Stimm! Aber nun war eben  
 keiner der anderen Ärzte um diese  
 Stunde disponibel. Langsam hatte  
 Operationen, Wärmser war nach  
 auswärtig gerufen, die paar Hilfs-  
 ärzte hatten alle Hände voll zu tun.  
 Inzwischen ließ die Großfürstin be-  
 züglich zweimal nach Lanterbach fragen.  
 Woher war in Verzweiflung. Er  
 wußte nicht, daß es sich nur um Mu-  
 sik handelte, sonst wäre er ja selber  
 gegangen, sondern glaubte, Hoheit wolle  
 ärztliche Ratschläge, und einen Hof-  
 rätin konnte er ihr doch nicht schen-  
 ken. Da fällt einem der Diener ein,  
 daß Sandruch noch im Hause sei.  
 Er sah ganz allein, noch ein wenig  
 gedrückt durch sein Pech, im Inspek-  
 tionszimmer. Als er hörte, um was  
 es sich handelte, ärgerte er keinen Au-  
 genblick, drückte seine Verstim-  
 mung tapfer hinunter und eilt sofort zur  
 Großfürstin.“

„Welche Selbstverleugnung! Wie  
 pflichtgetreu! Leicht mag ihm dies  
 ja nicht gemorden sein bei seiner  
 Stimmung.“

Die Hofrätin war ganz Bewun-  
 derung. Auch Westendorfs nicht bei-  
 fallig.

„Ja, es war nett von ihm. Auch  
 sonst benahm er sich tadellos. Ent-  
 schuldigste Lanterbach mit Krantheit  
 und bei ihm die Gunst, ihn einzuwei-  
 len vertreten zu dürfen. Nun ist  
 Sandruch ja durch und durch musika-  
 lisch, versteht vorzüglich Konversation  
 zu machen, und was am schwersten  
 wiegt: mit Damen der vornehmen  
 Welt umzugehen. Kurz, eine halbe  
 Stunde später ist Großfürstin Lutke-  
 traia heidenfroh über den Lauf.  
 Sandruch mußte mit in die Oper,  
 und heute hat sie mich ganz be-  
 schämt, ihr doch diesen „netten, rei-  
 zenden Menschen“ als meinen Stell-  
 vertreter während der Dauer ihres  
 Aufenthalts zu lassen.“

„Und du hast es doch getan?“

„Selbstredend! Wünsche aus sol-  
 chem Munde kommen Befehlen gleich.  
 Uebrigens gönne ich's Sandruch. Er  
 wird seine Chancen besser nützen und  
 zu schätzen wissen, als — hm —“

— Senta, die dem Bericht in tiefer  
 Niedergeschlagenheit zugehört hatte,  
 brach plötzlich in Tränen aus.

„O Pa — und Lanterbach? Was  
 wirst du mit ihm tun?“ schluchzte sie  
 verzweifelt.

Die Hofrätin, die auch im engsten  
 Familienkreise nicht leiden konnte,  
 wenn man die „Contenance verlor“,  
 sah feuchend in ihren Schopf. Ihr  
 Gatte aber antwortete ohne Zögern:  
 „Tun? Was ist da noch zu tun?  
 Hallen werde ich ihn natürlich lassen!  
 Was denn sonst?“

„Papa hat recht, liebe Senta. Er  
 kann wirklich nicht anders handeln.  
 Du mußt dir diesen formlosen, eigen-  
 sinnigen Bauer aus dem Kopfe schen-  
 ken.“

Sentas Augen wenderten groß  
 und erschrocken von einem zum andern.  
 Dann warf sie sich plötzlich laut auf-  
 weinend vornüber und schlug die  
 Hände vor das blasse, zuckende Ge-  
 sichts.

„Nein, nein,“ stammelte sie außer  
 sich, „ich kann nicht! Ich hab' ihn ja  
 so lieb! Oh, Pa — hab' doch Erbarmen!“

Westendorfs hatte seinem einzigen  
 Kinde bisher noch nie einen Wunsch  
 abgelehnt. Aber sein Zorn auf  
 Lanterbach sah so tief, daß er es jetzt

trotzdem getan hätte, wenn ihm nicht  
 noch rechtzeitig eingefallen wäre, daß  
 dieser dann vorläufig unbedingt auf  
 der Kinnit bliebe.

Da sein eigentlicher Grund zur  
 Entlassung vorlag, mußte man sich  
 an die dreimonatige Kündigung hal-  
 ten. Und drei Monate ihm neben  
 Gertrud lassen —

Das Blut flog ihm zu Kopf bei  
 dem bloßen Gedanken daran.  
 Er fuhr sich häßlich durch das graue  
 Haar, warf mit einer solchen Bewe-  
 gung seinen oft benutzten „Kinnit-  
 lertapf“ zurück und stand auf.

„Na, meine nicht, Mäuschen.  
 Wenn du ihn schon einmal so lieb  
 hast, dann verlaß dich doch selber, ihm  
 den Querfort zu zurechtlegen. Ich  
 — ich kann persönlich da nicht mehr  
 eingreifen. Aber du —“

Er machte zerknirschend ein paar  
 Schritte gegen das Fenster, lehnte um  
 und tätschelte zerknirschend Sentas  
 verwundenes, voll zu ihm emporgeschle-  
 tes Gesichtchen.

„Wenn — dich lieb hat, wird's ja  
 nicht so schwer halten, was? Und  
 lieb hat er dich doch?“

„Ja, Pa!“ Sentas Augen leuch-  
 teten strahlend.

„Na, schön. Und dann geh' ich  
 dir noch einen ganz vertraulichen  
 Hinterrückblick.“

„Kleine, bring' ihn so bald aus  
 möglich von der Kinnit fort. Dort  
 gibt's überspannte Personen.“

Westendorfs Blick glitt ins Unbe-  
 stimmte — „die nähren unbewußt  
 seinen Widerstand. So viel steht  
 fest: Sein Entschluß, dem Sanato-  
 rium ganz den Rücken zu kehren,  
 wurde erst später auf der Kinnit ge-  
 faßt. Anfangs dachte er nur an —  
 Urlaub für einen Tag.“

Senta sah ihren Vater starr an.  
 Mit dem sechsten Sinn des Weibes  
 fühlte sie, daß hinter diesen Worten  
 eine ganz bestimmte und dringende  
 Warnung lag.

Während sie zusammen. In  
 das vage Dunkel einer namenlosen  
 Angst war sie ein heller Blitz gefal-  
 len: Gertrud! Er meinte Gertrud.  
 Und all das Mißtrauen, all die  
 verdeckte Eifersucht, die sie schon  
 lange gegen Gertrud in sich herum-  
 trug, die allein — sie wußte es erst  
 in dieser Minute völlig klar — sie  
 veranlaßt hatte, Gertrud auszufahren,  
 sie nach langer Zeit wieder dringend  
 einzuladen, gerann plötzlich eine  
 scharf umrissene Gestalt.

Vorgeföhren noch hätte diese Ent-  
 bedung sie zu Boden geworfen. Heute  
 wußte sie nur Kampflust und trotzig  
 Triumphegefühl.

Denn inzwischen hatte er sie ja ge-  
 küßt, hatte ihr sein Herz zu eigen  
 gegeben! Er selbst hatte genähigt,  
 entschuldigt.

Sie drückte ihres Vaters Hand.  
 „Ich danke dir, Papa! Ja, er soll  
 fort von dort — und bald!“

Ein bittender Blick flog zur Hof-  
 rätin.

„Wir gehen heute nicht zur Pre-  
 miere in die Burg, Mama, nicht  
 wahr? Wir bleiben mal ganz still  
 und allein daheim am Abend.“

Die Hofrätin seufzte. Ein Abend  
 daheim — Gott, wie langweilig  
 aber schieflich — auch sie hatte es  
 nie über's Herz gebracht, dem Vieles  
 etwas abzuschlagen. Sie seufzte also  
 noch einmal, um das Opfer, welches  
 ihr Mutterherz da brachte, wenigstens  
 anzudeuten, und nickte dann.

„Meinetwegen. Aber Senta, Lieb-  
 ling, vergiß nicht: offiziell nehmen  
 weder Papa noch ich vorläufig Partei  
 für den sonderbaren Menschen. Unter  
 Vorbehalt wird ganz von dem Erfolg  
 abhängen, den du erziest.“

Am Nachmittag erhielt Ernst Lan-  
 terbach ein Bilet von Senta.

Er hatte sich — zwei Nachtbieste  
 und einen Tagdienst hinter sich —  
 eben während der offiziellen Besuchs-  
 stunden in das Inspektionszimmer  
 zurückgezogen um ein wenig zu ruhen,  
 als der Dienstmann klopfte, der das  
 Bilet überbrachte.

Beim Anblick der feinen, zierlichen  
 Schrift begann sein Herz sofort laut  
 zu klopfen, und alle Müdigkeit war  
 verschwunden.

Dennoch hielt ihn eine unbestimmte  
 Furcht zurück, das Bilet folgend zu  
 öffnen. Würden nicht nur Klagen  
 und Vorwürfe darin stehen?  
 Er hatte sein Versprechen in bezug  
 auf das Sanatorium gebrochen, er  
 war nicht zu Wanderfelds gelom-  
 men. Kein Wort der Entschuldigung  
 für all das hatte er der Geschiedten  
 gesagt.

Jetzt, wo ihm dies erst zum Be-  
 wußtsein kam, machte er sich plötzlich  
 bittere Vorwürfe. Warum hatte er  
 ihr nicht geschrieben, ihr alles er-  
 zählt?

Wo sie doch so lieb und innig ge-  
 liebt hatte. Dann komme zu mir!  
 Mein Herz wird dich immer ver-  
 stehen!

Auch etwas anderes kam ihm erst  
 jetzt zum Bewußtsein und legte sich  
 mit Zentnerschwere auf seine Seele:  
 nicht einmal seine Gedanken waren  
 anders als flüchtig bei ihr gewesen.  
 Wie war es möglich? Hatte die  
 Arbeit, in die er sich mit trauer Wat

Alte in diesen letzten Tagen, ihn  
 denn so ganz ausgefüllt, daß für das  
 geliebte Mädchen kein Platz mehr  
 übrigblieb?

„Ja, gestand er sich ohne Um-  
 schweife. Aber eine Stimme in ihm  
 sagte leise hinzu: Es würde anders  
 sein, wenn sie mit ihrem ganzen Den-  
 ken und Fühlen nicht so unendlich  
 fern wäre von dem, was nun eben  
 deine Welt ausmacht.“

Liebe, sie mag so schwärmerisch  
 und ideal sein wie möglich, läßt sich  
 nie ganz lösen vom irdischen  
 Milieu. Ihre Tendenz ist Gemein-  
 samkeit der Leiber, der Seelen, der  
 Interessen, des Bodens, auf dem sie  
 erblüht, das Ziel, dem sie entgegen-  
 geschwimmt.

Wo aber war zwischen ihm und  
 Senta Gemeinsamkeit? In der Zu-  
 kunft? Ja, dort würde sie sein! Er  
 hoffte es bestimmt.

„Und für heute habe ich ihre Klagen  
 und Vorwürfe wirklich verdient.“  
 dachte er beschämt, das Bilet öff-  
 nend, denn ich habe sie vernachlässigt,  
 mehr als sie ahnt.“

Senta aber klagte weder, noch  
 machte sie ihm Vorwürfe.

Sie schrieb nur von ihrer großen  
 Sehnsucht, ihn zu sehen, und daß sie  
 Mama gebeten habe, heute die Pre-  
 miere auszulassen, weil sie heiß und  
 inbrünstig hoffe, er werde am Abend  
 für ein Stündchen kommen. Sie seien  
 ganz allein daheim.

Er war tief gerührt und noch tiefer  
 beschämt. Wie gut war sie! Wie  
 zart und verständnisvoll, daß sie ihm  
 jeden Vorwurf ersparte und nur ihre  
 warme Liebe leuchtete über allen  
 Worten.

Eine große, frohe Zuversicht über-  
 kam ihn. All die heimlichen, mühsam  
 erstirkten Zweifel und Besorgnisse vor  
 der Zukunft zerfloßen ja in nichts.  
 Sie stand nur äußerlich in einer an-  
 deren Welt. Ihre Seele lebte, fühlte,  
 dachte mit ihm. Sie begriff, was er  
 hatte tun müssen, darum verlor sie  
 kein Wort weiter darüber.

Eigentlich hatte er um sechs Uhr,  
 wenn Marberg statt seiner den  
 Dienst antrat, zur Mutter gehen, ihr  
 alles erzählen und sich nachher recht-  
 zeitig niederlegen wußten, um mal  
 wieder daheim gründlich auszufah-  
 len.

Seit jenem Jour bei Westendorfs  
 hatte er Mühen ja nicht mehr ge-  
 sehen. Und nun würde es wohl zu  
 einem gemühten Austausch zu spät  
 werden. Sie schlief gewiß schon, wenn  
 er heimkam.

Aber es verstand sich von selbst,  
 daß Senta vorging. Demals, als  
 sie von Westendorfs heimkehrte, hatte  
 er die Worte nicht finden können, sei-  
 ner Mutter von Senta zu sprechen.  
 Außerdem war Gertrud Schenker da-  
 bei gewesen, die sie dann am Sanato-  
 rium absetzte. Ueber ihnen allen lag  
 damals eine gebückte Stimmung.  
 Aber heute — oder wenn es heute  
 zu spät würde, dann morgen —  
 sollte Mutter erfahren, wie er heim-  
 lich mit Senta Westendorf stand.  
 Dann würde sie selbst begreifen,  
 daß er fortan seine freie Zeit zu teilen  
 hatte.

Er setzte sich hin und schrieb ein  
 paar zuckende Zeilen an Senta,  
 die er durch einen Spitaldiener befor-  
 gen ließ.

Als er gegen sieben Uhr bei We-  
 stendorfs vorprach, wurde er zu-  
 nächst nur von der Hofrätin empfan-  
 gen. Sie bezeichnete es als einen be-  
 sonderen Zufall, daß er sie heute  
 zu Hause treffe und ohne Gäste, denn  
 man habe eigentlich ins Burgtheater  
 sollen; aber die arme Senta habe im  
 letzten Augenblick so heftige Migräne  
 bekommen, daß es unmöglich war, zu  
 gehen. Gottlos sei ihr nun etwas  
 besser.

(Fortsetzung folgt.)

## Was ist Spinne und die Spinne.

Als Mark Twain in seinen jungen  
 Tagen ein Blättchen mit dem folgen-  
 den Titel „Die Spinne des Westens“ in  
 einem Städtchen von Missouri re-  
 gistrierte, fragte einmal ein abergläu-  
 blicher Abonnent bei ihm an, ob es  
 Glück oder Unglück bedeute, daß er  
 letztes Mal zwischen den Zeitungs-  
 wärtern eine Spinne gefunden habe.

Mark Twain gab ihm im Briefkasten  
 folgende eindringliche Antwort:  
 „Aber Abonnent — das Finden einer  
 Spinne in der Zeitung bedeutet weder  
 Glück noch Unglück für Sie. Die  
 Spinne durchläuft lediglich unsere Zei-  
 tung, um zu erkennen, welcher Kauf-  
 mann nicht inseriert, um dann zu  
 dessen Loben zu gehen, ihr Netz über  
 die Tür zu weben und fortan ein  
 Leben ungehörten Friedens zu ver-  
 bringen...“ Ob dieser vorzügliche  
 Bescheid die säumigen Geschäftsin-  
 haber an ihre Pflicht erinnerte und  
 der „Spinne des Westens“ die offen-  
 bare noch fehlenden großen Inseraten-  
 aufträge brachte, wird leider nicht ge-  
 meldet.

— Weinlicher Gang. — A.  
 (einen Bekannten auf der Straße  
 treffend): „Woher denn so eilig, und  
 dazu noch mit einem Blumenstrauß?“  
 B.: „Ach, Sie kennen doch meine  
 Kusine Alma, der will ich gratulie-  
 ren, sie hat heute Geburtstag.“  
 A.: „Sagen Sie mal, wie alt ist  
 sie eigentlich schon?“  
 B.: „Ach, wissen Sie, man mag  
 schon garnicht mehr gratulieren!“

## Der Hauptmann mit den Prallners.

Schlag von Georg Preßler.

Er war klein und zierlich, fast zu  
 klein und zierlich, ein feines, zerbrech-  
 liches Püppchen, ein Kind nach Figur  
 und Aussehen und dennoch achtund-  
 zwanzig Jahre alt.

Und sie war reich und hätte gern,  
 zu gern geheiratet.

Und er war auch nur klein, für  
 einen Mann entschieden zu klein, aber  
 er hatte doch breitere Schultern,  
 da er einen Schnurbart und ein  
 Kindbärtchen trug, so sah man auch  
 gleich, daß er kein Kind mehr war,  
 sondern ein erwachsener Mensch.

Und trotzdem er ein Künstler war,  
 befand er sich noch in der Lage, eine  
 Frau zu ernähren, besonders wenn sie  
 Geld mitbrachte.

„Und er verehrte sie und sie schätzte  
 ihn hoch und beide waren im Stillen  
 der Meinung, daß sie gut zueinander  
 paßten, hinsichtlich der Größe und  
 hinsichtlich ihrer Charaktereigen-  
 schaften, Ansichten und Neigungen.“

Es war nur noch nötig, daß dieser  
 Meinung Ausdruck gegeben wurde  
 und dazu war er entschlossen. In  
 nächster Zeit wollte er sie in aller  
 Form um ihre Hand bitten.

Aber zu seiner Bestürzung bemerkte  
 er plötzlich, daß sich ihr Benehmen  
 ihm gegenüber änderte. Sie war  
 noch freundlich und liebenswürdig,  
 aber sein Gefühl verriet ihm, daß sie  
 ihm nicht mehr so geneogen war wie  
 bisher. Und je schärfer er sie dar-  
 aufhin beobachtete, um so deutlicher  
 wurde es ihm. Da glaubte er nicht  
 länger zögern zu sollen. Er legte  
 sein bestes Gebend an, wie es bei  
 den Zeitern Brauch zu sein pflegt, und  
 erklärte ihr seine Liebe.

„Sie erwiderte, sie wurde immer ver-  
 legener bei seiner mit schönen Wor-  
 ten und schöner Empfindung darge-  
 brachten Werbung, aber dann gab sie  
 ihm doch ein zierliches Körbchen, wie  
 es ihrer sonstigen Zierlichkeit ent-  
 sprach.“

Ihr Herz sei nicht mehr frei und  
 er möge nicht forschen und fragen,  
 wenn es gehöre. Das sei vorläufig  
 noch Geheimnis, aber eines Tages,  
 und vielleicht bald, würde es offen-  
 bar werden.

Und dabei erwiderte sie noch hefti-  
 ger.

„Eines Tages, wenn Sie mit Ihrer  
 Verlobung mit einem anderen ange-  
 hen!“ antwortete er bitter und em-  
 phatisch sich, die Stachel gestühler Hoff-  
 nung und verschämter Liebe im  
 zuckenden Herzen.

Und er dachte darüber nach, wer  
 ihn wohl den Rang abgelaufen haben  
 könnte, aber es war vergeblich.

Wäre er nur ein halbes Stündchen  
 nach seinem Fortgehen bei der Ange-  
 bethenen gewesen, hätte er unfehlbar,  
 eine Lantappe auf dem Haupte,  
 neben ihr gestanden, er würde es ge-  
 wußt haben.

Denn da stand sie am Fenster und  
 blickte mit brennenden Augen ver-  
 spöhen auf die Straße hinab.

Ein edles Kopf, das ein Soldat  
 am Hügel hielt, schlug mit seinen  
 Hüften das Pfalter und ein baum-  
 langer Hauptmann setzte den Fuß in  
 den Steigbügel und schwang sich auf  
 den Rücken des feurigen Tieres.

Der Kürschler ließ die Hügel los  
 und der Reiter ritt wie ein Feldmar-  
 schall nach gemessener Schlacht von  
 bannen.

Das war der Herr Hauptmann,  
 der seit einigen Wochen als Scham-  
 bornier im dritten Stod wohnte, der  
 Herr Hauptmann mit der ritterlichen,  
 redendsten Gestalt, der Haltung und  
 dem Antlitz des Konquistadors. Das  
 war der Mann, den sie geliebt, als sie  
 ihn zum ersten Male gesehen hatte.

Er war fast noch einmal so groß  
 wie sie und hier verheißte sich nicht,  
 daß dies ein Hindernis sein könnte.  
 Aber hatten nicht viele große Männer  
 kleine Frauen, und war sie nicht  
 hübsch und reich?

Und als ihr zu Ohren kam, daß  
 der Hauptmann arm sei, hätte sie et-  
 was Freudenstöße ausstossen mögen.  
 Sie wollte nicht nur wegen ihres  
 Geldes geheiratet werden, aber wenn  
 man als Mädchen achtundzwanzig  
 Jahre alt geworden, ist man auch  
 nicht so leicht zu verlangen, von  
 einem Manne nur wegen des eigenen  
 Ichs genommen zu werden.

Wenn ihr nur jemand gesagt hätte,  
 wie sie es anfangen müßte, seine Be-  
 tannenschaft zu machen und sein In-  
 teresse zu erwerben, ohne sich als  
 Dame etwas zu verbergen! Sie sah  
 ihn täglich, weil sie darauf wartete,  
 wann er das Haus verließ und wann  
 er zurückkehrte, er dagegen hatte  
 wahrscheinlich kaum eine Ahnung von  
 ihrer Existenz. Das ertrug sie nicht  
 länger.

„Klapp, klapp, klapp, klapp!“  
 Der Herr Hauptmann hatte seinen  
 Spazierritt beendet. Er schwang sich  
 aus dem Sattel und der Bürsche  
 nahm das erlöste Pferd in Empfang,  
 um es wieder in den Stall zu füh-  
 ren.

Zum Dank für seine geleisteten  
 Dienste streckte und klopfte sein  
 Herr dem Renner den Hals. Dann  
 schritt er sporenlos ins Haus  
 hinein.

Auf der Treppe der ersten Etage  
 kam ihm was Weißliches entgegen.  
 Es war nicht sonderlich hell im  
 Treppenhaus, aber daß das Gesicht,  
 das sich da zu ihm erhob, das eines  
 lieblichen Mädchens war, konnte er  
 doch wahrnehmen.

„Und an lieblichen Mädchen hatte  
 er immer ein herzliches Wohlgefallen.“  
 dachte das liebe Ding nicht einen  
 Knick vor ihm?

„Na, kleine,“ meinte er jovial,  
 „wollt wohl zur Schule, wie? Oder  
 in die Musikstunde?“ Und er ergriff  
 mit Daumen und Zeigefinger ihr  
 Kinn.

„Sie hauchte ein paar Worte, die er  
 nicht verstand, fürchtete sich am Ende  
 gar vor ihm. „Hab nur keine Angst!“  
 sagte er. „Solkt auch was gescheht  
 haben!“ Und er griff in die Tasche  
 und zog eine Dulle hervor.

„Mäuschen auf!“ kommandierte er,  
 hob mit der Linken ihr Köpfchen, so  
 daß es fast im Nacken lag, und als  
 sie unwillkürlich den Mund öffnete,  
 schob er einen Prallner hinein und  
 noch einen. „So,“ sagte er, „nutzt  
 die mit Andacht, kleine! Sie sind  
 gut, ich esse sie auch.“

Und nach einem leichten, väterlichen  
 Klaps auf die Wange ließ er sie ste-  
 hen und ging weiter.

Sie stand wie erstarrt, dann lief  
 sie mit der Geschwindigkeit eines ge-  
 heigten Rehens die Treppe hinab.

Und während ihr im Munde die  
 Prallners geschmolzen und aroma-  
 tische Süße dem Gaumen schmeckelte,  
 zerfloß auch ein anderes in ihr,  
 aber das gab keinen süßen, sondern  
 einen recht herben Geschmack — ihre  
 Liebe.

Kleine hatte er sie genannt! Für  
 ein Kind hatte er sie gehalten, und  
 ihr, wie einem Kinde, Prallners in  
 den Mund gesteckt! Es war empö-  
 rend!

„Aber er selbst, der Reife, der Ritter  
 Bagard, ob Prallners! Darüber  
 würde sie nie hinwegkommen.“

„Noch selbigen Tages schrieb sie an  
 den kleinen Freund, dem sie so weh  
 getan hatte.“

„Und als er kam, fragte sie ihn:  
 „Bin ich in Ihren Augen ein Kind?“  
 „Aber mein verehrtes Fräulein!“  
 projizierte er lebhaft, ohne den Sinn  
 der Frage zu verstehen.

„Er erwiderte: „Sie sind ein  
 Prallner.““

„Er schüttelte fast entrückt den  
 Kopf.“

„Nein!“

„So verzeihen Sie mir,“ hat sie  
 und reichte ihm die Hand, reichte sie  
 ihm mit solcher Innigkeit, daß er  
 wußte, sie solle ihm fürs Leben ge-  
 hören.“

Humor im Leben der Geistlichen.

Ein ganzes Buch Anekdoten von  
 Kanak und Gemeinde hat jüngst  
 ein Engländer erschießen lassen, und  
 er erzählt darin besonders von den  
 mancherlei komischen Begebenheiten,  
 die die Diener der Kirche mit den  
 Mitgliedern der Gemeinde haben.

„Pater D'Woyser gab einmal einem  
 Kaufherr, der ihn an einem Regen-  
 tage noch Hause gefahren hatte, ein  
 Glas Whisky zur Stärkung. Der  
 Mann hat ihn um ein zweites Glas,  
 aber der Pater, der dessen Vorliebe  
 für Whisky kannte, sagte, während  
 er noch die Flasche in der Hand  
 hielt: „Jedes Glas, das Sie trin-  
 ken, ist ein Nagel zu Ihrem Sarge.“

„Ach Hochwürden,“ erwiderte der  
 Kaufherr trauernd, „da Sie nun  
 schon mal den Hammer in der Hand  
 haben, so können Sie ja gleich noch  
 einen Nagel in meinen Sarg treiben!“

Der ehrwürdige Erzbischof How-  
 ley kam eines Tages in großer Gala-  
 beim Hause der Lords vorgefahren.  
 Ein Kutscher sprach ihn darauf an:  
 „Freund Howley, was würde der  
 Apostel Paulus sagen, wenn er diese  
 vier Pferde und die purpurnen Ri-  
 den und diesen ganzen Staat sähe?“

„Vergnügt schmunzelnd gab ihm der  
 gutmütige Erzbischof zur Antwort:  
 „Lieber Freund, zweifellos würde der  
 Apostel Paulus, wenn er dies sähe,  
 bemerken, daß die Dinge sich seit sei-  
 ner Zeit doch ganz erheblich zum Be-  
 seren gewendet haben.““

Was der Herr Hauptmann,  
 der seit einigen Wochen als Scham-  
 bornier im dritten Stod wohnte, der  
 Herr Hauptmann mit der ritterlichen,  
 redendsten Gestalt, der Haltung und  
 dem Antlitz des Konquistadors. Das  
 war der Mann, den sie geliebt, als sie  
 ihn zum ersten Male gesehen hatte.

Er war fast noch einmal so groß  
 wie sie und hier verheißte sich nicht,  
 daß dies ein Hindernis sein könnte.  
 Aber hatten nicht viele große Männer  
 kleine Frauen, und war sie nicht  
 hübsch und reich?

Und als ihr zu Ohren kam, daß  
 der Hauptmann arm sei, hätte sie et-  
 was Freudenstöße ausstossen mögen.  
 Sie wollte nicht nur wegen ihres  
 Geldes geheiratet werden, aber wenn  
 man als Mädchen achtundzwanzig  
 Jahre alt geworden, ist man auch  
 nicht so leicht zu verlangen, von  
 einem Manne nur wegen des eigenen  
 Ichs genommen zu werden.

Wenn ihr nur jemand gesagt hätte,  
 wie sie es anfangen müßte, seine Be-  
 tannenschaft zu machen und sein In-  
 teresse zu erwerben, ohne sich als  
 Dame etwas zu verbergen! Sie sah  
 ihn täglich, weil sie darauf wartete,  
 wann er das Haus verließ und wann  
 er zurückkehrte, er dagegen hatte  
 wahrscheinlich kaum eine Ahnung von  
 ihrer Existenz. Das ertrug sie nicht  
 länger.

„Klapp, klapp, klapp, klapp!“  
 Der Herr Hauptmann hatte seinen  
 Spazierritt beendet. Er schwang sich  
 aus dem Sattel und der Bürsche  
 nahm das erlöste Pferd in Empfang,  
 um es wieder in den Stall zu füh-  
 ren.

Zum Dank für seine geleisteten  
 Dienste streckte und klopfte sein  
 Herr dem Renner den Hals. Dann  
 schritt er sporenlos ins Haus  
 hinein.

Auf der Treppe der ersten Etage  
 kam ihm was Weißliches entgegen.  
 Es war nicht sonderlich hell im  
 Treppenhaus, aber daß das Gesicht,  
 das sich da zu ihm erhob, das eines  
 lieblichen Mädchens war, konnte er  
 doch wahrnehmen.

„Und an lieblichen Mädchen hatte  
 er immer ein herzliches Wohlgefallen.“  
 dachte das liebe Ding nicht einen  
 Knick vor ihm?

„Na, kleine,“ meinte er jovial,  
 „wollt wohl zur Schule, wie? Oder  
 in die Musikstunde?“ Und er ergriff  
 mit Daumen und Zeigefinger ihr  
 Kinn.

„Sie hauchte ein paar Worte, die er  
 nicht verstand, fürchtete sich am Ende  
 gar vor ihm. „Hab nur keine Angst!“  
 sagte er. „Solkt auch was gescheht  
 haben!“ Und er griff in die Tasche  
 und zog eine Dulle hervor.

„Mäuschen auf!“ kommandierte er,  
 hob mit der Linken ihr Köpfchen, so  
 daß es fast im Nacken lag, und als  
 sie unwillkürlich den Mund öffnete,  
 schob er einen Prallner hinein und  
 noch einen. „So,“ sagte er, „nutzt  
 die mit Andacht, kleine! Sie sind  
 gut, ich esse sie auch.“

Und nach einem leichten, väterlichen  
 Klaps auf die Wange ließ er sie ste-  
 hen und ging weiter.

Sie stand wie erstarrt, dann lief  
 sie mit der Geschwindigkeit eines ge-  
 heigten Rehens die Treppe hinab.

Und während ihr im Munde die  
 Prallners geschmolzen und aroma-  
 tische Süße dem Gaumen schmeckelte,  
 zerfloß auch ein anderes in ihr,  
 aber das gab keinen süßen, sondern  
 einen recht herben Geschmack — ihre  
 Liebe.

Kleine hatte er sie genannt! Für  
 ein Kind hatte er sie gehalten, und  
 ihr, wie einem Kinde, Prallners in  
 den Mund gesteckt! Es war empö-  
 rend!

„Aber er selbst, der Reife, der Ritter  
 Bagard, ob Prallners! Darüber  
 würde sie nie hinwegkommen.“

„Noch selbigen Tages schrieb sie an  
 den kleinen Freund, dem sie so weh  
 getan hatte.“

„Und als er kam, fragte sie ihn:  
 „Bin ich in Ihren Augen ein Kind?“  
 „Aber mein verehrtes Fräulein!“  
 projizierte er lebhaft, ohne den Sinn  
 der Frage zu verstehen.

„Er erwiderte: „Sie sind ein  
 Prallner.““

„Er schüttelte fast entrückt den  
 Kopf.“

„Nein!“